
Zur langfristigen Entwicklung der Bevölkerung Wiens

Rezension von: Andreas Weigl,
Demographischer Wandel und
Modernisierung in Wien, Pichler-Verlag,
Wien 2000, 428 Seiten, öS 580.

Die vorliegende Untersuchung, die als Habilitationsschrift an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien eingereicht wurde, fühlt sich einem interdisziplinären Ansatz verbunden, weshalb versucht wurde, die historisch-demographische Entwicklung Wiens vor allem unter Benützung bevölkerungs-, wirtschafts- und sozialstatistischer wie auch medizinischer Quellen in ihrem komplexen Gesamtzusammenhang zu erfassen. Das Schwergewicht wurde dabei im Sinne eines historisch-demographischen Ansatzes auf quantitative Daten gelegt. Das führte manchmal auch zu einer Vernachlässigung narrativer Elemente in der Darstellung, also zu einer Verkürzung sozial- und mentalitätsgeschichtlicher Aspekte, die aber im Sinne einer notwendigen Beschränkung des Forschungsgegenstandes erforderlich war.

Klammert man das nicht näher quantifizierbare Bevölkerungswachstum in den Anfängen der Stadtwendung Wiens einmal aus, so zerfällt die Wiener Bevölkerungsentwicklung in drei Phasen: Eine erste Phase reicht vom 13. Jahrhundert bis etwa in die 1820er Jahre und ist gekennzeichnet durch Wachstumsraten, die im langjährigen Durchschnitt um etwa ein Prozent pendeln. Große Schwankungen sind mit Sicherheit anzunehmen – etwa infolge von schweren Epidemien, jedoch mangels Unterlagen kaum zu quantifizieren. Lediglich der Bevölkerungsrückgang zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Zeit der Napoleonischen Kriege ist einigermaßen exakt

faßbar. Die zweite Phase, jene hohen Bevölkerungswachstums mit durchschnittlichen Wachstumsraten über zwei Prozent, setzte etwa ab den 1820er Jahren ein und war um die Wende zum 20. Jahrhundert abgeschlossen. Mit Abschwächungen läßt sie sich bis zum Ende des Ersten Weltkrieges periodisieren. Vom Ausmaß des Wachstums ist diese Phase durchaus mit der gegenwärtigen Bevölkerungsentwicklung in der Dritten Welt zu vergleichen. Schließlich setzte nach 1918 sehr abrupt eine bis in die Gegenwart reichende, dritte Phase mit moderaten Bevölkerungsgewinnen oder -verlusten ein, wobei im Fall von Wien die Bevölkerungsverluste überwogen. In absoluten Zahlen betrug die Bevölkerung im heutigen Gemeindegebiet im Spätmittelalter vielleicht 30.000 Personen, am Ende der ersten Phase etwa 350.000, 1918 vielleicht 2,3 Millionen und nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung 1991 1,54 Millionen.

Das Ende des Ersten Weltkrieges markiert eine weit über die rein quantitative Dimension hinausgehende Zäsur in der Wiener Bevölkerungsentwicklung. Die Bevölkerung der vorindustriellen Gesellschaft und während der Industriellen Revolution bis zur im ausgehenden 19. Jahrhundert einsetzenden Hochindustrialisierung war ungewöhnlich mobil gewesen. Diese hohe Fluktuation der Bevölkerung vor, während und nach der Industriellen Revolution verweist auf die Bedeutung des Subsistenzproblems für einen erheblichen Teil der städtischen Population bis in das frühe 20. Jahrhundert. Dennoch wäre es eine unzulässige Simplifikation, so der Autor, den Zustrom von Migranten ausschließlich als Reaktion auf regionale Disparitäten zu verstehen. Bereits der Erste Weltkrieg, in dem die Wiener Bevölkerung trotz massiver Versorgungsengpässe nicht ab-, sondern bedingt durch die Zuwanderung aus den östlichen Kriegsgebieten zunahm, kann als jene Periode angesehen werden, in der sich die Abkoppelung der Mi-

grationsintensität von der Konjunktur vollzog.

In der vorliegenden Untersuchung wird auch aufgezeigt, daß sich die Phasen ökonomischen und demographischen Wachstums keinesfalls vollständig deckten: So bewegte sich das Bevölkerungswachstum der Wiener „Manufakturperiode“ nicht zuletzt aufgrund negativer Geburtenbilanzen noch durchwegs in vormodernen Dimensionen, und die Bevölkerungsexplosion des 19. Jahrhunderts setzte zu einem Zeitpunkt ein, als die Phase der Protoindustrialisierung weitgehend abgeschlossen war und die Industrielle Revolution noch nicht begonnen hatte.

Wie komplex der Zusammenhang zwischen ökonomischer und demographischer Entwicklung zu sehen ist, zeigte sich eindrucksvoll am Mortalitäts- und Fertilitätsverlauf in Wien. Den charakteristischen Mortalitätsspitzen der Vormoderne stand ein vergleichsweise niedriges, relativ konstantes Niveau der Fertilität gegenüber. Eine Konsumptionsstadt wie Wien blieb angesichts steigender Bevölkerungsdichte von Mortalitätskrisen in Form von Epidemien keineswegs verschont. Durch klimatische Veränderungen oder kriegsartige Ereignisse verursachte Subsistenzkrisen der Bevölkerung blieben jedoch die Ausnahme von der Regel. Deshalb waren die Zacken der Geburtenkurve wenig ausgeprägt. Aus Mortalitätskrisen resultierende Bevölkerungsverluste wurden durch Migration und nicht durch die Geburtenbewegung kompensiert – und häufig mehr als das. In epidemiefreien Jahren, das zeigt das Beispiel des Jahres 1754 ganz deutlich, konnte das vormoderne Mortalitäts- und Fertilitätsniveau in Wien so niedrig sein, daß es zumindest für einige Altersgruppen erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wieder unterschritten wurde.

In der Wiener „Manufakturperiode“ kam es zu einem gravierenden Anstieg des Mortalitäts- und Fertilitätsniveaus.

Die großen Verlierer von Protoindustrialisierung und Industrieller Revolution waren insbesondere zwei Personengruppen innerhalb der städtischen Unterschichten: Säuglinge und Kleinkinder, vor allem bei unehelicher Geburt auf der einen, Jugendliche im Alter von 15-20 Jahren auf der anderen Seite. Der große „Killer“ der Jugendlichen und jungen Erwachsenen wurde die bereits endemisch auftretende Tuberkulose, die nicht von ungefähr mit dem zweifelhaften „Ehrentitel“ „morbus viennensis“ versehen wurde.

Erst in den 1860er Jahren setzte, von ungewöhnlich hohem Ausgangsniveau, ein alle Altersgruppen erfassender Mortalitätsrückgang ein, der sich in der Folge erstaunlich gleichmäßig – über das Ende der Transitionen hinaus – bis in die Gegenwart fortgesetzt hat. Das Ausmaß dieses Rückganges wurde zunächst vor allem durch eine Revolution von oben, die erste sanitäre Revolution, bestimmt. Mit dieser sanitären Revolution eng verbunden war der Bau der Ersten Hochquellenwasserleitung und die Modernisierung der Kanalisation. Erst gegen die Jahrhundertwende zu schufen zwei technologische Revolutionen, die der Bakteriologie und die sogenannte „Abtreibungsrevolution“, die Basis für eine endogene Modernisierung der Sterblichkeits- und Fertilitätsverhältnisse. Der späte Erfolg der Modernisierung in Form des kontinuierlichen Mortalitätsrückgangs ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sollte jedoch den schweren Rückschlag, den die Industrielle Revolution für die Subsistenzbedingungen eines erheblichen Teils der Wiener Bevölkerung bedeutete, nicht vergessen machen.

Die weit zurückreichenden Wurzeln der demographischen Transformation belegen auch im Fall von Wien schichtenspezifische und auf einzelne kulturelle Milieus bezogene Mortalitäts- und Fertilitätsunterschiede. Es hat den Anschein, so der Autor, daß dabei Mortalitätsdifferenziale, sieht man von Findelkin-

dern und dem sogenannten „Lumpenproletariat“ einmal ab, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts möglicherweise eine geringere Rolle gespielt haben als unterschiedliche Fertilitätsniveaus innerhalb der städtischen Gesellschaft. Überraschenderweise waren sie auch innerhalb der städtischen Ober- und Mittelschicht ausgeprägt. So bestand etwa um 1850 ein beträchtlicher Unterschied zwischen den besonders niedrigen ehelichen Fertilitätsniveaus des Luxushandwerks und der feudal-bürokratischen Oberschicht. Hingegen verweisen etwa die Mortalitätsstatistiken der ersten Choleraepidemie auf verhältnismäßig geringfügige Ausprägungen der sozialen Ungleichheit vor dem Tod. Eine wesentliche Erklärung für die ausgeprägten vortransitorischen Fertilitätsdifferentialie Wiens liefert aber ohne Zweifel die hohe Bedeutung gewohnheitsrechtlicher Zölibate in Teilen der städtischen Unterschicht in der vor- und frühindustriellen Gesellschaft. Ganz im Gegensatz etwa zu englischen Metropolen, in denen traditionelle Produktionsverhältnisse keinen wesentlichen Einfluß auf das Heiratsverhalten hatten, besaßen die im mitteleuropäischen städtischen Gewerbe tradierten generativen Verhaltensweisen eine bis in die Phase der Industriellen Revolution reichende Persistenz.

Die Bedeutung des Revolutionsjahres 1848 als Initialzündung für einen langsamen, aber kontinuierlichen Fertilitätsrückgang in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird durch das Absinken schichtspezifischer Fertilitätsraten in diesem Zeitraum untermauert. Erst im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zog die Fertilität im Zuge des „Gebärstreiks“ rasant nach. In den 1920er und frühen 1930er Jahren war in Wien der demographische Übergang vollzogen. Was in der Geburtendepression der 1930er Jahre ablief, war wohl eine Form der demographischen Überreaktion auf die Wirtschaftskrise. Niemals zuvor und danach wurde ein derartig niedriges Ferti-

tätsniveau in Wien oder anderswo erreicht. Zum Vergleich: selbst in den 1970er Jahren schwankte die Nettoreproduktionsrate in Wien um 0,60, 1934 lag sie bei 0,26.

Generell liefert der Ablauf der Fertilitätstransition in unterschiedlichen kulturellen Milieus ein eindrucksvolles Beispiel der Komplexität der Wirkungen von Modernisierungsprozessen im städtischen Umfeld. So drangen offensichtlich schon sehr früh generative Verhaltensweisen in weite Teile der städtischen Bevölkerung ein, die von der prinzipiellen Planbarkeit von Lebensläufen, von der Notwendigkeit der Limitierung der Familiengröße ausgingen. Sie konnten sich auf ein generell antinatalistischen Zug der Verfassung des mitteleuropäischen Handwerks und Gewerbes stützen. Parallel dazu verharrte in Teilen des städtischen Proletariats die Fertilität bis in das frühe 20. Jahrhundert ungewöhnlich lange auf einem vormodernen Niveau. Beide Verhaltensweisen lassen sich assoziativ mit der Metropolenbildung im 19. und frühen 20. Jahrhundert in Verbindung bringen, mit dem Aufstieg des Großbürgertums und der Facharbeiterschaft ebenso wie mit der zerstörerischen Wirkung des Industrialisierungsprozesses auf die Lebensbedingungen von Teilen der städtischen Arbeiterschaft.

Der Autor weist auch darauf hin, daß sich gerade anhand der demographischen Entwicklung jene Symptome einer Verbürgerlichung der Welt feststellen lassen, die den neuzeitlichen Modernisierungsprozeß seit seinen Anfängen wesentlich bestimmt haben, wobei dieser Prozeß unzweifelhaft nach 1945 seine Höhepunkt erlebt hat. Gleichzeitig werden auch die Brüche des Verbürgerlichungsprozesses sichtbar. Am Beispiel Wien fanden diese Brüche ihre demographische Entsprechung in der Geburtendepression der 1970er und frühen 1980er Jahre, aber auch in dem Trend zum Singlehaushalt. Mittlerweile sind über 40 Prozent der Wiener Haushalte

Singlehaushalte. Aber auch der kleine „Babyboom“ der 1980er Jahre und die Migrationswelle in Folge des Zusammenbruchs der osteuropäischen Planwirtschaften zeigen die Instabilität der posttransitorischen Phase „langsamen Wandels“. Darüber hinaus weist der Autor darauf hin, daß die ökologische Bedrohung nicht zu unterschätzen ist, denn in allen Industrieländern stellt sich die Frage, ob sie nicht in eine demographische Falle, die Einkommens-/Bedürfnisfalle geraten könnten. Steigende Einkommen und Bedürfnisse erhöhen in entwickelten Industriegesellschaften den Druck auf Ökosysteme, was mittel-

und langfristig zu einem Sinken des Lebensstandards und zu einem Anstieg der Mortalität führen könnte.

Mit diesem Kommentarband zu den demographischen Karten des „Historischen Atlas von Wien“ legt Andreas Weigl die erste grundlegende und den Zeitraum vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert umfassende Bevölkerungsgeschichte der Donaumetropole vor. Zahlreiche Tabellen machen darüber hinaus den Band zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk für den an der Wiener Geschichte interessierten Leser.

Josef Schmee